

Christoph T. M. Krause – 10316

Tage einer Mauer

Ein Schicksalsroman

Christoph T. M. Krause

10316

Tage einer Mauer

Ein Schicksalsroman

© 2021 Christoph T. M. Krause
Umschlaggestaltung: Christoph T. M. Krause.
Copyright Abbildungen: Christoph T. M. Krause.
Autor Christoph T. M. Krause, Heerstr. 394a, 13593 Berlin.
Verlag + Druck: tredition GmbH, Halenreihe 42, 22359 Hamburg.

978-3-347-38216-9 (Paperback)

978-3-347-38217-6 (Hardcover)

978-3-347-38218-3 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Rechte zur Nutzung aller in diesem Buch dargestellten Bilder und Illustrationen liegen dem Herausgeber vor.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

I N H A L T	5
Prolog	7
„Wir sind besetzt!“	9
Intermezzo: Das Lied der Deutschen	13
„Die bauen eine Mauer!“	15
Intermezzo: Die Mauer – Teil 1	19
„Wir haben einen Fernseher!“	21
Hauptstadt!	25
Intermezzo: Die Mauer – Teil 2	29
Das Tor – Teil 1	30
Der Tag – Teil 1	30
Gewöhnung	31
Et ess nu, wie et ess (Es ist nun, wie es ist)	35
Intermezzo: Das Tor – Teil 2	39
Sehnsucht	41
Frontstadt	47
Intermezzo: Der Tag - Teil 2	51
Insellage	55
Intermezzo: Nationalhymne der DDR	63
Ost-Berlin	67
Alexanderplatz	73
Bürger	83
Altersheim	89
Erkenntnisse	97
Bruchstücke	101
Schockmomente	105
Vorboten	111
Epilog	115

Dieses Buch ist Siegfried W. gewidmet

Prolog.

Über die Mauer, die in Deutschland Menschen, Familien und Gemeinsamkeiten aus Ost und West 10.316 Tage trennte, wurde viel geschrieben, auch über die Gefühle und Schicksale der Betroffenen.

Was erfahren wir über die Gedanken und Emotionen der scheinbar Unbeteiligten, der Menschen, die keinerlei Beziehungen, Verwandtschaft oder Freunde hüben oder drüben hatten?

Was fühlten diese Deutschen, für die die Mauer weit weg war, waren sie tatsächlich so unbeteiligt und entrückt, wie sie dachten?

Wir lernen ein Schicksal kennen, das zeigt, dass es nicht so einfach ist, unbeteiligt zu sein, insbesondere dann nicht, wenn unser Protagonist feststellt, dass es doch Verbindungen und Reflektionen gibt, die ihn höchstpersönlich betreffen.

So lernt Richard, indem er in den Spiegel der deutschen Geschichte blickt, die Rückprojektionen der Mauer und der deutschen Teilung in seiner Seele kennen und findet, scheinbar durch Zufall, die Wahrheit über seine Herkunft heraus.

„Wir sind besetzt!“

Ich wurde sechs Jahre vor „ihr“ geboren.

Die Mauer war eine „sie“, obwohl die, die sie bauten, meistens „ers“ waren.

Ich wusste weder etwas von ihr, noch hatte ich eine Ahnung, warum es sie gab. Niemand erklärte es mir. In meiner Familie sprach man nicht darüber.

Meine Eltern ignorierten Politik und Geschichte. Beide Dinge waren für sie in meiner damaligen Kindersprache: *“Pfui, bahl!”*, denn sie hatten ihnen nur Unheil gebracht.

Ihr Vaterland war nicht mehr das Land, was es vor dem großen Krieg war. Ich erfuhr nur, dass „wir“ ihn verloren hatten, aber nicht warum. Nun wären wir besetzt, da gab es Länder, die *„durften das“*.

„Warum dürfen die das?“ fragte ich meinen Vater einmal beim Baden.

„Weil wir den Krieg verloren haben und diejenigen, die den Krieg gewonnen haben, dürfen das.“

Von Befreiung und Erleichterung, dass der Krieg vorbei war, sagte er nichts. Ich wusste aber auch noch nicht, was Krieg war. Ich fragte auch nicht, da ich instinktiv spürte, dass es unangebracht war, zu fragen.

„Was hast du denn im Krieg gemacht?“, war meine neugierige Frage.

„Meist saßen wir Soldaten am Lagerfeuer und haben gemeinsam gesungen, es war eine schöne Zeit der Kameradschaft.“, log mein Vater und ich wusste, dass er log.

Instinktiv wusste ich, Weiterfragen lohnte sich nicht, er würde nicht mehr davon erzählen.



Intermezzo: Das Lied der Deutschen

***Deutsche, Deutsche überall,
überall auf der ganzen Welt,
wenn sie stets mit Mütz' und Socken,
brüderlich zusammen hocken.***

***Von der Schweiz bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt,
Deutsche, Deutsche überall,
überall auf der ganzen Welt.***

***Deutsche Frauen, deutsche Autos,
deutsches Bier und deutscher Rang,
sollen in der Welt behalten,
ihren alten schönen Klang.***

***Uns zu edler Tat begeistern,
unser ganzes Leben lang,
deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang.***

***Einiglich mit Macht und Schlaueit,
für das deutsche Hinterland,
danach lasst uns alle rufen,
einheitlich mit Mut und Hand.***

***Einigkeit und Recht und Freiheit,
sind des Geldes Unterpfand,
blüh im Glanze dieses Geldes,
blühe, deutsches Vaterland!***

„Die bauen eine Mauer!“

Die Kinder schrien es auf der Straße herum.

Erst dachte ich, sie meinten das zerbombte Haus von Gegenüber. Dort spielten sie immer Räuber und Gendarm.

Ich durfte nie mitspielen. Meine Mutter verbot es. Es sei zu gefährlich. Warum und wieso es gefährlich war, erklärte sie nicht.

So schaute ich von unserem Wohnzimmerfenster zu, wie sie spielten. Dieses Abenteuer wurde mir verwehrt.

Wo aber war die Mauer, die sie nun neu bauten? Vielleicht fingen sie im Keller an, dort die Mauer zu bauen?

Ich sah nichts und als ich die Kinder irgendwann mal auf der Straße fragte, ob die Mauer fertig sei, sagten sie, noch nicht, sie hätte noch Löcher und viele würden noch durchschlüpfen.

In meiner Fantasie waren es die Kinder der Straße, die schnell noch durchliefen, bevor dieser Zugang zum Trümmerhaus versperrt sein würde.

Das alte Trümmergrundstück war meine kleine Welt. Mehr hatte ich noch nicht gesehen, was anders war.

Ansonsten war die Straße normal, sie hatte Häuser diesseits und jenseits, sie hatte Lampen, die nachts brannten. Und einmal im Jahr gab es einen Sankt-Martinszug, der durch sie durchlief.

Das mit der Mauer war mir ein Rätsel. Nie bekam ich sie zu Gesicht.

Aber meine Eltern sprachen von ihr. Wie unglaublich diese Mauer wäre und viele würden noch versuchen, durch sie durchzuschlüpfen!

Ich verstand die Welt noch nicht so gut. Diese Mauer schien alle verrückt zu machen.



Intermezzo: Die Mauer – Teil 1

***Lange trenntest du stark zwischen Ost und West
solltest schützen, ja abtrennen den kleinen Rest,
musstest Tote ertragen,
sahst Panzer auffahren.***

***Dann kam das Volk mit aller Macht,
spürtest Spechte, in jener Nacht,
die Steine fielen,
sie kamen von drüben.***

***Lange standst du kalt zwischen Land und Land,
solltest Trennung erzeugen, mit deiner Wand,
musstest einsam ergrollen,
sahst Panzer vorrollen.***

***Nun bist du weg, nach all der Zeit,
nur an der Eastside stehst du noch bereit,
die Menschen frohlocken,
es läuten die Glocken.***

***Du warst die Narbe auf unserer Haut,
wir freuen uns nun überlaut,
erinnern uns an deine Wand,
Deutschland einig Vaterland.***

„Wir haben einen Fernseher!“

Eines Tages brachte mein Vater nach der Arbeit einen riesigen Karton mit. Ein Kollege half ihm, den großen Kasten ins Wohnzimmer zu hieven.

Wir packten alle den Karton aus. Ich hatte keine Ahnung, was darin war.

Als das Teil aus seiner Hülle herauskam, staunte ich nicht schlecht.

Es war ein dunkelbrauner Kasten mit einer Glasscheibe vorne und darunter lauter Knöpfe zum Drehen.

Oben darauf stellte mein Vater ein Gespinst aus Drähten, an dem er wie verrückt drehte.

Der Kollege drückte an einem Knopf herum und nach ein paar Sekunden wurde die Glasscheibe hell und man konnte plötzlich Bilder sehen.

Mein Herz klopfte, ich hatte so etwas noch nie gesehen. Ein krächzender Ton kam aus einer Seite des Kastens und jemand sprach aus ihm heraus.

Schnell lief ich hin und schaute hinter das Gerät. Aber da saß keiner, der redete.

Der Ton kam aus der Box heraus.

Mein Vater drehte jetzt so lange an den Knöpfen herum, bis plötzlich ein Mann zu sehen war, der zu uns sprach.

So langsam bekam ich Angst. Niemand sagte etwas zu mir. Alle starteten wie verrückt auf den Kasten und staunten.

„In der Nacht zum Sonntag haben die Sowjetzonenbehörden die Sektorengrenze in Berlin sowie die Grenze zwischen West-Berlin und den Zonenrandgebieten abgeriegelt.

Stacheldrahtverhaue, spanische Reiter und bewaffnete Polizeiposten versperren seit 1 Uhr alle Fluchtwege nach West-Berlin.

Der S-Bahn-Verkehr zwischen beiden Teilen der Stadt ist an der Sektorengrenze unterbrochen. [...] U-Bahn-Züge, die durch Ost-Berlin nach West-Berlin fahren, dürfen nur im Ostsektor nicht halten. [...]

Zwischen West- und Ost-Berlin sind nur noch zwölf scharf kontrollierte Grenzübergänge offen, achtzig wurden gesperrt. Den Grenzgängern ist jede Arbeit in West-Berlin amtlich verboten worden. Bewohner der Zone und Ost-Berlins dürfen die Grenze nach West-Berlin nur mit besonderer Genehmigung passieren. West-Berliner und Bundesbürger dagegen können wie bisher Ost-Berlin betreten. [...]

Ost-Berlin glich am Sonntag einer belagerten Stadt, Volkspolizisten zogen an den geschlossenen Sek-

torenübergängen Stacheldrahtverhaue, rissen mit Preßlufthämmern [sic!] das Pflaster auf und errichteten Straßensperren. Posten in feldmarschmäßiger Ausrüstung mit aufgepflanztem Bajonett und umgehängtem Stahlhelm bewachten die Nebenstraßen in der Nähe der Sektorengrenze.

Polizeiposten und Panzerspähwagen sicherten Regierungs- und Verwaltungsgebäude. Im Westen haben die Ostberliner Anordnungen Empörung ausgelöst. Der amerikanische Außenminister Rusk bezeichnete die Maßnahmen als "flagrante Verletzung des Rechts auf den freien Verkehr in ganz Berlin".

Rusk kündigte ‚scharfen Protest‘ der Westmächte an. Die Bundesregierung hat Besprechungen mit ihren westlichen Verbündeten aufgenommen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß [sic!] wirtschaftliche Sanktionen gegen den Osten ergriffen werden.“¹

Da war sie wieder, die Mauer.

¹ Zit. n. Quelle aus dem Internet. URL: www.geschichte-abitur.de/quellenmaterial/quellen-teilung-brd-ddr/zeitungsberichte-ueber-den-mauerbau-1961
(dort: Auszüge zitiert nach: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 186, 14.08. 1961, S. 1. Eckige Klammern sind Auslassungen im Originaltext!)

Hauptstadt!

Anfangs konnte ich alles ungefiltert sehen, was dieser Kasten namens Fernsehgerät so von sich gab.

Meine Eltern waren so fasziniert von diesem Gerät, dass sie noch nicht darüber nachdachten, den Konsum für ihren kleinen Sohn zu reglementieren.

So lernte ich, das es viele Mauern zu geben schien. Die Mauer, von der alle redeten, war nicht die aus dem Abbruchhaus.

Ich hörte zum ersten Mal, dass sie in Berlin stand.

Schon damals faszinierte mich dieser Name: Berlin. Er klang nach großer weiter Welt.

Hauptstadt. Darunter stellte ich mir das Zentrum der Welt vor. Es musste die größte aller Städte sein, sie war eben das Haupt aller anderen.

Das Haupt (der Kopf) ist ja immer oben und so musste Berlin ganz oben sein, Herrscherin über alle anderen.

Was ich nicht verstand, warum wurde die größte Stadt aller Städte der Welt nun durch eine Mauer eingeeengt? Wer tat so etwas?!

Vielleicht wollten die Berliner sich schützen, aber vor wem?

Ich fragte meinen Vater, der immer alles wusste, aber manchmal verstand ich nicht, was er sagte. Er bemühte sich, aber ich hörte irgendwann auf, nachzuhaken, da ich merkte, dass er ungeduldig wurde.

„Ich hab dir doch einmal erzählt, dass wir in Deutschland besetzt sind?!“

„Ja!“, sagte ich gespannt.

„Nun, die Sieger des großen Krieges haben sich zusammengesetzt und beschlossen, Deutschland und seine Hauptstadt in zwei Teile zu teilen.“

„Warum denn das?“

„Sie denken, dass es besser und sicherer für beide Teile ist.“

„Aber wer will ihnen denn etwas antun?“

„Der eine Teil, das sind wir, hat Angst, dass der andere Teil uns etwas wegnimmt“, drückte Vater sich kryptisch aus.

„Und der andere Teil denkt genauso.“

„Gut, und wie lange soll diese Angst dauern? Und warum vertragen sich beide Teile nicht einfach und versprechen sich, dass sie dem anderen nichts wegnehmen?“

„Das ist eine schwierige Frage, Richard. Stell dir vor, du hast einen Vetter, mit dem hast du dich verkracht. Nun einigt ihr euch darauf, euch nicht mehr zu besuchen und den Kontakt abubrechen. Trotzdem hast du noch Angst, dass er doch heimlich kommt und dich weiter ärgert. Was machst du dann?“

„Ich schlieÙe meine Türe ab“, dachte ich logisch.

„Ja, siehst du, nun hast du es verstanden. Das ist das, was beide Teile nun gemacht haben. Da sie keine Türen haben, haben sie eine Mauer zwischen sich gebaut. Nun ist Ruhe und Sicherheit eingetreten.“

Ich konnte das Ganze nun nachvollziehen, war aber trotzdem ratlos, da eine solche Lösung für mein kindliches Gemüt unzufriedenstellend und einfach nur doof war.

Ich begann langsam zu begreifen, dass es für viele Dinge keine einfachen Lösungen gab.

Noch ahnte ich nicht, dass mir selbst das Leben noch viele solcher komplizierten Dinge bereithalten würde.

Die Mauer in meinem Herzen war nun „eingerrichtet“ und ich konnte nur hoffen, dass sie, genauso wie in mir, auch eines Tages in Deutschland wieder fallen würde.

Intermezzo: Die Mauer – Teil 2

***Deutschland, so stolz,
Volk aus hartem Holz,***

***gut, dass wir die Mauer hatten,
wie lange lagen wir im Schatten.***

***Hätte es sie nicht gegeben,
hätte sich alles anders ergeben,***

***hätten nie erfahren,
dass wir doch noch Deutsche waren.***

***Hätten es erfahren,
nach '33 und nach 1000 Jahren,***

***friedliche Revolution,
keinerlei Kron'.***

***Mauer weg,
nach oben keck,***

***großes Glück,
leidvoller Weg.***

***Eingedenk der Leichen,
den Gewalten weichen,***

***die Mauer genommen,
endlich angekommen.***

Das Tor - Teil 1.

***Durch's Tor zu Fuß,
dem Volke zum Gruß,***

***war lange geschlossen,
viel Blut vergossen.***

***Symbol zu hoffen,
frei und offen,***

***hindurch wir schreiten,
die Horizonte weiten.***

***Das Tor erstürmt,
niemand erzürnt.***

Der Tag – Teil 1.

***Reichstag ohne Reich,
Gefühle ganz weich,***

***Glaskuppel offen,
weiter hoffen.***

***Deutschland erwacht,
dem Volke die Macht.***

Gewöhnung.

Meine Eltern kamen nicht im Traum auf die Idee, die Mauer weiter zu besprechen.

Berlin war sehr weit weg von westlichen Rand unserer Republik und es war traditionell im Rheinland so, dass sich dessen Bewohner irgendwie etwas eigenständiger fühlten, als andere.

Schließlich hatte es im 19. Jahrhundert sogar separatistische Bestrebungen gegeben, deren Streiter das Rheinland eigenständig oder sogar als eigenen Staat sahen.

Überdies waren die Bewohner, insbesondere die Kölner, seit 2000 Jahren aus vielen Nationalitäten aus aller Welt zusammengesetzt.

Schon als Köln eine römische Weltstadt war und zwei römische Kaiser, Hadrian und Trajan, beherbergt hatte, lebten hier Menschen von überall.

Köln wurde zum Zentrum einer ethnisch durchmischten Gesellschaft westlich des Rheins und war Brückenkopf ins „wilde“ Germanien, hinter dem Limes, auf der östlichen Rheinseite.

So war das, was „rechts“ des Rheins lag, bereits in der Antike weit weg und irgendwie schrecklich fremd.

Man währte die „anderen“ Germanen als wild und ungezügelt, obwohl man trotzdem Jahrhunderte mit ihnen Handel trieb.

Das spätere Preußen war also noch weiter weg und so interessierten sich viele Rheinländer mehr für das, was westlich von ihnen lag, wie Holland und Belgien.

Schon alleine durch die Verbandelung mit Utrecht in einem gemeinsamen Erzbistum waren die Rheinländer sowohl sprachlich, als auch kulturell mit Holland eng verbunden.

Der Handel blühte und was „die“ in Preußen machten, ging hierzulande kaum jemanden etwas an.

Überdies war Preußen protestantisch und dementsprechend als militaristisch, nüchtern und lebensunfreundlich gebrandmarkt.

So gab es in meiner Familie niemanden, der auf die krude Idee gekommen wäre, einfach mal in unsere ehemalige Hauptstadt zu fahren.

Zumal hatten wir im Rheinland nun unsere eigene Hauptstadt Bonn, da reichte es, einfach den Mittelpunkt der Welt, sprich unseres „neuen“, nun viel kleineren Landes, hier zu verorten.

Das, was man nun auch ständig quasi live mitverfolgen konnte, indem man den Kasten mit der Glas-

scheibe anschaltete, reichte den meisten Menschen als abschreckendes Beispiel völlig aus.

Natürlich hatten die Preußen in Köln viel bewirkt, sie hatten Ordnung in einen etwas schludrigen „Laden“ gebracht, hatten, ähnlich wie ehemals die Franzosen unter Napoleon, Verwaltung und Stadtorganisation eingeführt bzw. verbessert und am Ende den seit Jahrhunderten unvollendeten Dom zu Ende gebaut.

Wären die Preußen nicht gewesen, stünde wohl heute noch ein alter Holzkran auf dem Dach, der jahrhundertlang das Symbol von Unvollendung war, bis die Preußen die beiden weltberühmten Türme 1880 vollendeten.

Auch nahmen die preußischen Stadtsoldaten, ähnlich wie die der Franzosen, Einzug in den Karnevalskult und wurden (und heute immer noch) dort ordentlich verballhornt.

Man kann also nicht leugnen, dass die Kölner, sowohl den Franzosen, als auch später den Preußen gegenüber, eine gewisse Hassliebe entgegenbrachten.

Eines Teils verachteten sie ihre „Besetzer“, andererseits liebten sie sie auch irgendwie.

Denn niemand, der einen anderen wirklich nur hasst, käme auf die Idee, ihn **liebepoll** auf die Schippe zu nehmen.

Die karnevalistischen Elemente des späteren Karnevals waren und sind nie beleidigend oder herabwürdigend, sie sind lustig, nehmen besondere Eigenarten mächtig auf die Schippe, wahren aber immer den letzten Respekt, der zeigt, wie tolerant und liebevoll der Rheinländer eigentlich ist.

Die einzige Ausnahme waren die Verunglimpfungen der Juden im Karneval, aber das ist eine ganz eigene Geschichte, die dem eigentlichen Gemüt des Rheinländers nicht wirklich entspricht.

Ich denke, das war nur möglich, weil die Nazis alle Schranken durchbrachen und die Rheinländer auf ihre perfide Art zu solchen Auswüchsen „verführt“ bzw. in Teilen auch gezwungen hatten.

Das soll diese Zeit der Unmenschlichkeit und des Antisemitismus' unter keinen Umständen entschuldigen oder abmildern. Es soll nur zeigen, dass es eigentlich nicht die Art des Rheinländers war und eine große Ausnahme bildete.

Et ess nu, wie et ess. (es ist nun, wie es ist)

Die Rheinländer und speziell auch die Kölner, richteten sich nun in der neuen Lage ein.

Kein Jammern, kein Wehklagen, nein, nun war Wirtschaftswunderzeit angesagt.

Das, was uns gestern belastete, war vorbei. Nun hieß es, in die glorreiche Zukunft zu schauen.

Mauer war Mauer, Deutschland gab es zwei Mal und gut ist.

‚Was für ein Auto kann ich mir leisten, welche Neubauwohnung kann ich ergattern und was kann ich mir kaufen‘, waren die Devisen.

Als nächstes kam das Deutscheste der Deutschen: ‚Wohin fahre ich in Urlaub?‘

Noch heute kann man an der Berichterstattung in Coronazeiten erleben, dass das Thema, wann kann ich wohin in Urlaub fahren, das allerwichtigste Thema ist, dass die Deutschen und natürlich auch unsere Rheinländer umtreibt.

Es kann die Welt untergehen, der Dritte Weltkrieg vor der Türe stehen oder, wie heute, eine weltweite Pandemie wüten, der Urlaub des Deutschen ist und bleibt das Thema Nr. 1.

So verschwand oder besser verschwamm meine Erinnerung an die Mauer immer mehr und auch in der Schule sprach man kein Wort darüber.

Selbst später am Gymnasium, lernten wir vom Krieg und vom Dritten Reich, das Thema Deutsche Teilung blieb ein Stiefkind.

Alle hatten sich nun daran gewöhnt und die Teilung akzeptiert.

Natürlich gab es die, für uns, „Ewiggestrigen“, die davon träumten, dass eines Tages die Wiedervereinigung käme und die Mauer fiel.

Aber wer im Ernst hatte das noch für möglich gehalten? Ich kannte niemanden. Und es wurde den meisten zusehends egal.

Gut, es gab Menschen, die selbst hierzulande Verwandte „drüben“ hatten und mit den Schwierigkeiten der Einreise zu kämpfen hatten.

Aber das waren für uns Einzelschicksale und es interessierte diejenigen, ohne Verbindung nach drüben, am allerwenigsten.

Die Deutschen schienen sich gefügt zu haben. Was blieb ihnen auch übrig?

Die Alliierten (die, die als Sieger alles bestimmen durften, wie mein Vater gesagt hatte), waren froh,

dass alles ruhig in Deutschland blieb, denn niemand wollte einen weiteren, heißen Krieg führen.

Man wusste, dies würde schnell einen Atomkrieg bedeuten und zur Zeit der Schweinebuchtaffäre wäre es fast sogar dazu gekommen.

Das Volk wollte nichts davon erneut erleben müssen und so schwieg man und arrangierte sich.

Deutschland hatte halt verloren und der Verlierer hatte zu büßen. Fertig!

Intermezzo: Das Tor – Teil 2

Lange standst du still zwischen Stadt und Land,

***solltest Eindruck schinden, mit deiner Wand,
musstest Paraden ertragen,
sahst Streitwagen fahren.***

***Dann kam das Feuer mit aller Macht,
hörtest Kristallglas zersplittern, in jener Nacht,
die Bomben fielen,
es flohen die Vielen.***

***Lange standst du kalt zwischen Land und Land,
solltest Trennung erzeugen, mit deiner Kant',
musstest einsam erdulden,
sahst Panzer vorrollen.***

***Dann kam das Volk, in glorreicher Nacht,
hörtest Schreie erschallen, von Volkes Macht,
die Mauern fielen,
sie kamen von drüben.***

***Nun stehst du stolz inmitten der Welt,
die Göttin ganz oben, dein einz'ger Held,
die Völker frohlocken,
es läuten die Glocken.***

***Du bist das Tor zu unserem Glück,
wir blicken nun nie wieder zurück,
Einigkeit und Recht und Freiheit
Deutschland einig Seligkeit.***

Sehnsucht.

Obwohl mein familiäres und schulisches Umfeld wenig, bis gar nicht, über das redete, was passiert war, beschäftigte mich das Thema „Mauer“ und Teilung meine ganze Kindheit über.

Ich empfand irgendwie ein Unwohlsein, wenn ich daran dachte, man könnte auch sagen, es schmerzte in meiner Seele.

Ich wusste nicht warum das so war, ich litt unter einer Teilung, die ich aus eigener Anschauung gar nicht kannte. Auch fühlte ich mich immer zu Berlin hingezogen und mein größter Traum war es, dort so bald wie möglich hinzukommen.

So entstand diese erste Möglichkeit, als ich mit 18 meinen Führerschein machte und mein erstes Auto von meinem ersten eigenen Geld gekauft hatte.

Das erstmögliche Wochenende führte mich sofort dorthin. Die Fahrt war eine Reise ins völlig Unbekannte. Noch nie war ich auf eigene Faust und alleine so weit weg von zu Hause gewesen.

Heute braucht man bei gutem Durchkommen vier ½ Stunden oder vielleicht fünf, damals dauerte das Ganze schon mal sechs Stunden oder noch länger.

Man durchquerte schließlich zwei innerdeutsche Grenzen.

Die erste war die gerade erst wenige Zeit eingerichtete Transitstrecke über Helmstedt. Das Wichtigste, das man wissen musste, es konnte dauern, bis man die Grenze „überwunden“ hatte.

Umfangreiche Pass- und unter Umständen auch Fahrzeug- und Körperkontrollen konnten auf einen zukommen. Immer begleitete einen das Gefühl, etwas unerwartet Unangenehmes könnte einen treffen, wie z.B.

„Fahren Sie mal ran“ oder „Kommen Sie mit zu einer Leibesvisitation“.

Wenn man sich qua Alter, langer Haare oder ein entsprechend altes Auto verdächtig gemacht hatte, konnte es durchaus sein, dass die Grenzsoldaten das ganze Fahrzeug auseinandernahmen.

Regelmäßig wurde ein Spiegel unter das Auto gefahren, um zu schauen, ob sich jemand unter dem Auto festgeklemmt hatte, um illegal ein- oder auszureisen. Wer, bitte schön, wollte in dieses Land freiwillig „einreisen“?!

Hatte man die erste Hürde überwunden, ging die Fahrt über eine uralte Betonpistenautobahn durch die DDR durch.

Es war verboten, die Autobahn zu verlassen, lediglich kurze Halts auf Raststätten waren erlaubt. Man konnte überall versteckte oder auch offen posi-

tionierte Grenzbeamte sehen, die einen in gebührendem Abstand mit Ferngläsern beobachteten.

Die Fahrt durch diesen merkwürdigen „Staat“ wurde begleitet von dem Ramtata-Ramtata der Fugen zwischen den einzelnen Betonplatten, die zu einem schrecklichen Geräusch führten.

Es war strengstens verboten, schneller als 100 Stundenkilometer zu fahren. Sobald man dabei erwischt wurde, musste man der Volkspolizei auf den nächsten Rastplatz folgen und wurde dort mit mindestens 100 DM, nicht DDR-Mark, bestraft.

Wenn man einen Rastplatz verließ, musste man nicht in einer Einfädelungsspur wieder auf die Bahn auffahren, wie im Westen und überall sonst auf der Welt, sondern es galt ein Full-Stop.

Das musste nicht unbedingt durch ein Verkehrsschild geregelt sein, es reichte die Vorschrift. Wenn sie dir nicht bekannt war, hattest du Pech. Dieses Pech hieß ebenfalls mindestens 100 DM Strafe.

Die Fahrt wurde an der nächsten Grenze, der Stadtgrenze zu Westberlin, erneut gestoppt.

Das gleiche Prozedere vollzog sich an dieser Stelle.

Müde von all dem Irrsinn, war man dann froh, wenn man Westberliner Boden erreicht hatte und ab ging die Fahrt weiter auf einer modernen, recht neuen Autobahn in die „Freiheit“ einer Frontstadt, die

gänzlich ummauert, in einen Dornröschenschlaf der Geschichte gezwungen worden war.



Frontstadt.

Endlich war ich angekommen. Natürlich war Berlin keine wirkliche Hauptstadt mehr. Geschunden lag sie, wie in einem Dornröschenschlaf, darnieder.

In den Siebziger Jahren machte Berlin den Eindruck einer „abgefuckten“, düsteren, kaputten Stadt. Alles schien grau in grau, was nicht nur an vielen kalten Wintern dieser Zeit lag.

Berlins alte Hinterhöfe, die sich an manchen Orten wie Perlenketten hintereinander aufreihen und immer weiter nach „hinten“ führten, die vielen heruntergekommenen Abbruchhäuser, die oft besetzt waren, die vielen Ruinen und Leerstände und vor allem die Baulücken, machten den Eindruck, als brauche man Jahrhunderte, um diese Stadt wieder in einen ansehnlichen Zustand zurückzuführen.

Gleichzeitig hatte das alles einen Scharm des Vergessenen, des Eingespernten, des Dorados einer Unterwelt oder einer isolierten Sonderzone, die es sonst nirgendwo auf der Welt gab.

Berlin zog Tausende von Ausgestoßenen, Verlorenen und Bundeswehrflüchtlingen an. Es war eine Stadt von Outlaws und Vergessenen.

Diejenigen, die die Bundeswehr vermeiden wollten, verlegten einfach ihren Wohnort nach Berlin und schon konnten sie nicht mehr zur Armee eingezogen werden.

Berlin unterlag dem „Viermächtestatus“ und gehörte offiziell nicht zur Bundesrepublik, war also Außen-seiter und eigenständige Enklave.

Standhaft und fast boshaft schienen die Behörden der Bundesrepublik und West-Berlins diese hoch-offizielle Regelung regelhaft zu ignorieren, aber beim Thema Bundeswehr waren ihnen die Hände gebunden.

So kamen viele nach Berlin, um sich vor staats-bürgerlichen Verpflichtungen zu drücken oder auch, um dem Westen zu entfliehen, weil sie in Berlin nicht direkt verfolgbar waren.

Berlin war von der ehemaligen Hauptstadt eines großen Deutschen Reiches zu einem Bollwerk in-nerhalb des Einzugsbereiches des Warschauer Paktes und gleichzeitig eine merkwürdige Enklave geworden.

Sie zog, meine Mutter würde sagen, Gesindel und Gescheiterte an.

So schien diese einst prächtige Stadt zu verfallen und aus der Erinnerungskultur der Welt herausge-fallen zu sein, wäre da nicht die Bedeutung als Frontstadt und das Symbol einer freien Stadt gegen den unmenschlichen Bolschewismus gewesen.

Überhaupt war dieses Konstrukt einer eingemau-erten Stadt inmitten des roten Weltimperiums Sta-

lins eines der abenteuerlichsten Unternehmungen der Weltgeschichte.

Berlin steigerte seinen zweifelhaften Ruhm in der ganzen Welt und war von der Hauptstadt der Hölle zur Frontstadt des Kalten Krieges geworden und zeigte den Siegern, was die Deutschen alles so auf die Beine stellen konnten, wenn es darum ging, sich zu verteidigen und hartnäckig ihre Ziele zu verfolgen.

Die Unterstützung der Alliierten aber, in Bezug auf die Verteidigung der Freiheit, hatte da ihre Grenzen, wo, vor allem die Amerikaner, einen weiteren Krieg, diesmal mit der Sowjetunion, unter allen Umständen vermeiden wollten.

Deshalb hielten sie bei allem Unrecht und Irrsinn der russischen Gegenseite, letztlich doch still, auch wenn sich einmal die Panzer am Checkpoint Charly zum öffentlichkeitswirksamen Showdown direkt gegenübergestanden hatten.

Trotz aller Beruhigung durch Stillhalten, war Berlin ein Pulverfass, das jederzeit hochgehen konnte.

So fühlten sich die Berliner und auch die Deutschen einmal mehr als zentraler Punkt der Weltgeschichte und überschätzten sich gleichzeitig gerne mal in ihrer Bedeutung.

Wäre Restdeutschland tatsächlich bedeutungsstark im Weltgeschehen gewesen, wäre ihm eine solch demütigende Behandlung nicht zugekommen.

Die Deutschen wurden einmal mehr zum Spielball von Siegerverhalten und führten einige Jahrzehnte eine sehr ungewöhnliche Rolle im Spiel der Giganten.

Die schlimmste Gefahr drohte genau in unserem Territorium, denn wäre es zu einer kriegerischen Auseinandersetzung der Weltmächte gekommen, wäre Deutschland das Schlachtfeld eines Atomkrieges geworden und unser aller Schicksal wäre endgültig besiegelt gewesen.

Intermezzo: Der Tag – Teil 2.

Denk ich an Deutschland, bin ich ach so stolz !

Über 30 Jahre ist es her,

welches Glück...

dass wir die Mauer hatten!

Hätte es sie und die DDR nicht gegeben, dann hätten wir nie erfahren, zu was wir Deutsche noch alles fähig sind, nach 1933 und den „1000 Jahren“ danach.

Wir hätten es nicht erfahren, dass wir Deutsche auch in der Lage sind, friedlich zu revolutionieren, Mauern einzureißen, Obrigkeiten einfach abzuschaffen.

Deshalb ist es unser großes Glück, auch wenn der Weg leidvoll war, vor allem für die Opfer.

Nun können wir stolz sein, freie, friedliche, geeinte Deutsche zu sein!

Welches Glück...

dass wir ein Tor haben! Nun ist es offen, wenn auch nur noch für Fußgänger.

Wäre es nie geschlossen und unerreichbar gewesen, hätte es nie Symbol für Freiheit und Offenheit werden können.

Wir hätten nie erfahren, wie erhebend es ist, durch es hindurch zu schreiten.

Wir hätten nie erfahren, wie es sich anfühlt, das Tor zurückzuerobern, es zu erstürmen, in jener Nacht im November.

Welches Glück...

dass wir einen Reichstag haben! Auch wenn es ein Reich nicht mehr gibt und wir es auch nicht mehr wollen.

Hätte es weiter im Schatten der Mauer sein trübes Dasein gefristet, hätten wir nie erfahren, was es bedeutet, in seiner transparenten Glaskuppel zu lustwandeln und auf ein neues, offenes, freies, geeintes, demokratisches und friedliches Deutschland zu blicken.

Welches Glück...

Du mein Deutschland, dass wir all das erfahren durften!

***Nun sind wir endlich angekommen,
haben die Mauer eingerissen,
haben das Tor erstürmt,
den Reichstag geöffnet und neu belebt.***

Welches Glück...

***Denk ich an Deutschland, bin ich ach so froh!
Dass es dich noch - doch - gibt.***

***Denk ich an Deutschland, bin ich nun hellwach
und schlafe gut!***



Insellage.

Wer einmal in Berlin war, weiß, dass es eine der interessantesten Städte der Welt ist. Immer spannend, immer interessant.

Erst einmal muss man sich an die Größe gewöhnen, für einen Rheinländer mit vergleichbar „relativ kleinen“ Städten ist sie ungewöhnlich unübersichtlich.

In Köln z.B. hat man ein Zentrum mit Stadtteilen um es herum.

In Berlin gibt es mehrere Zentren, z.B. Spandau hat eine eigene Innenstadt und heute immer noch den Charakter einer eigenen Stadt mit Zitadelle und Festung.

Hinzu kam in Berlin die Insellage durch die Mauer.

Ich fühlte mich irgendwie eingesperrt für die Zeit, als ich Berlin besuchte.

Als ich zum ersten Mal das Brandenburger Tor sah, wie es abgeriegelt hinter der Mauer stand und von der rückwärtigen Ostseite weiträumig abgesperrt war, stiegen mir die Tränen in die Augen und mich überkam eine rätselhafte Traurigkeit, die ich mir nicht erklären konnte. In dem Moment wurde mir klar, dass dieses Tor ein Symbol war.

Ursprünglich ein Stadttor, lag es nun im Zentrum dieser Stadt, nun aber isoliert und unzugänglich.

Mir wurde bewusst, dass hier unsere Freiheit und Identität als Deutsche eingesperrt war. Es war ein Angriff auf unsere ureigene Nationalität, der hier seine Vollendung fand.

Ich beschloss, ohne zu wissen, was ich da dachte, dass ich eines Tages durch dieses Tor hindurchgehen und auch hindurchfahren würde. Natürlich hatte ich damals keine Ahnung, ob sich dieser Traum jemals erfüllen könnte.

Und ich hatte ebenso keine Ahnung, dass ich es eines Tages einmal tatsächlich tun würde, aber das würde noch weitere 14 Jahre dauern. Aber was sind 14 Jahre?

Ich war damals aber fest davon überzeugt, es würde Jahrzehnte dauern, wenn es überhaupt jemals möglich wäre.

Ich blieb mit großem Frust und tiefer Traurigkeit mit meinem Gedankenspiel zurück, da ich tatsächlich davon überzeugt war, dass es für immer so bleiben würde, wie es nun war.

Wenige Schritte weiter steht der Reichstag.

Damals war er ein trauriger Rest eines einst großartigen Gebäudes mit einer kaiserlichen Kuppel.

Alles passte zum preußisch dominierten Staatswesen, bombastisch, staatstragend und furchteinflößend.

Die Aufschrift „*Dem deutschen Volke*“ löste in mir zwiespältige Gefühle aus.

„Volk“ als von den Nazis verunglimpfter Begriff, der heute belastet ist. Schon das Adjektiv „völkisch“ ist in unserer Zeit ein „Igitt-Begriff“ und gilt als Nazisprache.

Andererseits ist dieser Denkspruch auf der oberen Frontseite des Reichstags eine Aussage, dass nicht mehr der Kaiser das Sagen hatte, sondern der Souverän, das Volk.

Dieser Kaiser hatte sich bis zuletzt gegen diesen Spruch, und damit auch gegen die parlamentarische Demokratie, gestäubt, da er diese als illegitim ansah.

So dauerte es etwas, bis der Spruch tatsächlich doch installiert wurde und letztlich weihte der Kaiser den Reichstag dann, mit Spruch, selbst öffentlich ein.

All diese Erinnerungen stiegen auf, als ich mir dieses Gebäude betrachtete.

Ambivalenz war sein Motto, könnte man meinen.

Natürlich fiel mir als Erstes sein abgehalfterter Zustand auf. Dies wurde untermauert durch die Tatsache, dass die zwar stark geschädigte, aber durchaus noch in Gänze vorhandene Kuppel gesprengt worden war.

So hatte der Bau nun keine Krone mehr, sie war einfach weg und es klaffte optisch ein riesiges Loch in ihrem Haupt.

Symbolisch, wie es immer war und später auch wieder sein würde, stand dieses Haus stellvertretend für so vieles.

In den 1970er Jahren war es sein Dornröschenschlaf; ohne wirkliche Funktion, dämmerte es mit vielen Wunden und ohne Haupt dahin, ähnlich wie der Torso Bundesrepublik und der Unrechtsstaat DDR.

Es gab viele Wunden, die noch nicht verheilt waren, es hatte kein wirkliches „Haupt“, das einen „natürlichen“ Abschluss bildete, es wurde eine Par-Excellence-Randerscheinung.

Später dann: Wiedergeburt, neues Dach mit einer transparenten, neuen und modernistischen Kuppel, die für das Volk begehbar ist und deren verspiegelter Schaft in Form einer spitz zulaufenden Stiftspitze mitten in sein Herz stößt und das Licht der neuen Zeit in den Plenarsaal darunter förmlich „hineinschießt“.

Jeder Besuchende kann seinem Volksvertreter von oben (!) über die Schulter gucken.

Das alte Deutschland, in Form des kernsanierten Reichstagsbasisgebäudes bekam sprichwörtlich eine neue Kuppel, die aller Welt das neue transparente Deutschland stolz präsentiert.

Und jedermann und jedefrau, egal, woher sie kommen, schauen den Vertretern des deutschen Volkes auf ihr Haupt und zwar als wahrhafter Souverän von oben und nicht mehr als preußische Untertanen, wie früher, von unten nach oben.

Was könnte besser sein, als die Veränderungen in unserem Land auf diese kongeniale Weise zu symbolisieren! Dies geschah auf Grund und mit Hilfe des genialen britischen Architekten Norman Foster, der, quasi als Nebeneffekt der Geschichte, mit seinem genialen Werk einen Beitrag zur Vollendung der deutsch-britischen Versöhnung beisteuerte.

Doch zur Mauerzeit war an all das noch lange nicht zu denken.

Man konnte eine kleine Ausstellung zur Geschichte des Gebäudes besuchen, ansonsten schlummerte der Reichstag abseits des Welt- und Nationsgeschehens, mit der Mauer direkt in seinem Rücken, vor sich hin. Sogar von Abriss soll gesprochen worden sein.

So war es regelrecht gruselig, wenn man um das Gebäude herumspazierte. Ein solcher Spaziergang gab einem ein Gefühl von einem verlassenen Gelände mit Wildwuchs. Nichts ließ erahnen, wie bedeutend dieses Areal einmal gewesen war und wieder sein würde.

Solche „Lost Places“ gab es zuhauf in der ehemaligen Hauptstadt des Deutschen Reiches und das alleine symbolisierte die „Ergebnisse“ einer, gelinde gesagt, verfehlten Politik und die Folgen eines „Tausendjährigen Reiches“, das mit Pauken und Trompeten die ganze Welt in den Abgrund geworfen hatte.

Nun befand sich diese Stadt in einer Zwischenwelt der Brachen, Unfertigkeiten, Zwischenwelten.

Ein solches städtisches Szenario war einzigartig und gleichzeitig furchtbar frustrierend, weil es den Eindruck erweckte, das ganze Land stecke in einer Zwischenwelt, die vielleicht niemals enden würde.

Und so war es auch, Deutschland steckte in einer kruden Halbwelt, ohne die Aussicht auf Veränderung und/ oder Weiterentwicklung.

Die schmerzliche Teilung Deutschlands und Berlins schien auf ewig festgeschrieben zu sein, niemand der ehemaligen Siegermächte schien einen Weg der Auflösung dieses Wahnsinns zu sehen, geschweige denn zu forcieren.

Und so richtete sich unser Land immer mehr auf den Status Quo ein, Brachen wurden mit Sonderlingen und Ausgegrenzten besiedelt, besetzt oder einfach nur zweckentfremdet, weil einen wahren oder sinnvollen Zweck oder Nutzen gab es nicht mehr.

Man konnte auch in diesen Bereichen nichts wirklich planen, es lähmte jegliche Art der Hoffnung und des Unternehmergeistes, das unser Volk immer so ausgezeichnet hatte.

So blieben die Brachen und Randgebiete, wie am Reichstag, jahrzehntelang „Lost Places“, Orte des Vergessens und der Hoffnungslosigkeit.

Und genau diese Stimmung ergriff auch mich, als ich 1975 das erste Mal in Berlin umherfuhr, um mir alles anzusehen. Wie ein Schwamm sog ich die Eindrücke auf, die sich mir boten.

Eine solche Stimmung und eine solche Stadt hatte ich mir nicht in meinen kühnsten Träumen vorstellen können.

Da war meine Heimatstadt Köln bereits wieder einigermaßen „normal“ hergerichtet.

Typisch deutsch, hatte man alles möglichst schnell wieder (teilweise sehr hässlich) aufgebaut, es gab zwar vereinzelt auch noch Brachen oder leerstehende Grundstücke, aber Szenarien wie in Berlin waren nicht zu finden.

So beschwerte sich mein Herz, je mehr ich zu sehen bekam.

Ich rüstete mich für die nächste Stufe der Grausamkeit und Frustration.

Ich plante, den Ostteil Berlins zu besichtigen.

Intermezzo: Nationalhymne der DDR.

1. Strophe

*Auferstanden aus Ruinen
und der Zukunft zugewandt,
lass' uns dir zum Guten dienen,
Deutschland, einig Vaterland.
Alte Not gilt es zu zwingen,
und wir zwingen sie vereint,
denn es muss uns doch gelingen,
dass die Sonne schön wie nie,
über Deutschland scheint.*

2. Strophe

*Glück und Friede sei beschieden,
Deutschland, unserm Vaterland.
Alle Welt sehnt sich nach Frieden,
reicht den Völkern eure Hand.
Wenn wir brüderlich uns einen,
schlagen wir des Volkes Feind.
Lasst das Licht des Friedens scheinen,
dass nie eine Mutter mehr,
ihren Sohn beweint.*

3. Strophe

*Lasst uns pflügen, lasst uns bauen,
lernt und schafft wie nie zuvor
und der eignen Kraft vertrauend,
steigt ein frei Geschlecht empor.
Deutsche Jugend, bestes Streben*

*unsres Volks in dir vereint,
wirst du Deutschlands neues Leben.
Und die Sonne schön wie nie,
über Deutschland scheint.*

Es wird hier die vom Deutschen Zentralverlag und später vom C. F. Peters Musikverlag gedruckte amtliche Fassung wiedergegeben.

Zitiert nach: Quellen des Internet, URL:
https://de.wikipedia.org/wiki/Auferstanden_aus_Ruinen
Stand: 11.08.2021.



Ost-Berlin.

An der innerstädtischen Zonengrenze (die DDR nannte sie „Staatsgrenze“) wurde ich, wie bereits gewohnt, mit meinem alten Käfer, Baujahr 1966, herausgewunken.

„Folgen Sie mir in das Kontrollgebäude!“, war die knappe Ansage des Grenzsoldaten.

„Leeren Sie Ihre Taschen!“, grunzte er.

Ich leerte die Taschen und legte einen Bündel DM-Scheine, die ich lose in meiner Hosentasche hatte, auf den Tisch.

„Einzel vorweisen“, kam das Kommando.

Widerwillig blätterte ich die Scheine einzeln vor.

„Legen Sie Ihre Kleidung ab“, kam die unerwartete Anweisung.

„Wie weit soll das gehen?“, raunzte ich ungläubig.

„Reden Sie nur, wenn Sie gefragt werden“, der Ton verschärfte sich.

Ich zog also meine Kleidung aus und stoppte, als ich nur noch in Unterhose und Strümpfen vor diesem Mann stand.

„Die Unterhose auch!“

Ich war fassungslos! Sollte das tatsächlich wahr sein? Und war es erlaubt?

Diese Fragen halfen mir nicht weiter. Also folgte ich seinem Befehl.

„Vortreten und herumdrehen“!, war der nächste Befehl.

Auch das tat ich.

„Bücken und die Gesäßbacken auseinander ziehen!“

Ich hatte so etwas noch nie an einer Grenze erlebt. Ich war völlig unvorbereitet, ob dieser Tortur.

Der Beamte zog sich Handschuhe an, berührte meinen Schließmuskel und fuhr, ohne zu zögern, in meinen After hinein, um zu prüfen, ob ich dort etwas versteckt haben könnte.

Glücklicherweise war das Prozedere schnell vorbei, ich konnte mich alsbald wieder anziehen.

Geschockt von dem Erlebten, wurde mir speiübel und ich bat, die Toilette benutzen zu dürfen.

„Abgänge während der Visitationen sind untersagt!“, grummelte er mehr in sich hinein.

„Folgen Sie mir zu Ihrem Fahrzeug!“

Mein Käfer hatte ein altes Blaupunkt-Radio und darunter war separat ein alter Kassettenrekorder eingebaut. Überdies hatte ich eine Reihe von Musikkassetten dabei.

„Das Kassettengerät da: Ausbauen!“, sagte er unwirsch.

Da das Gerät nur mit zwei Rändelschrauben und einem Bügel am Chassis befestigt war, gelang mir das Ausbauen ohne Werkzeug.

Der Beamte vereinnahmte das Gerät und die fast zwanzig Kassetten musste ich zusätzlich abgeben.

„Sie erhalten alles nach Ausreise zurück!“, kam als Nachsatz aus diesem Menschen heraus.

Tatsächlich erhielt ich eine Quittung für alle vereinnahmten Gegenstände und erhielt diese tatsächlich bei der Ausreise wieder zurück.

Noch heute muss ich schlucken, wenn ich von diesen Erlebnissen an der deutsch-deutschen Grenze erzähle.

Ich schämte mich, Deutscher zu sein, denn diese Staatsdiener waren ja auch Deutsche und wir waren eigentlich Brüder und Schwestern.

Behandelt man so unschuldige Mitbürger einer gemeinsamen Nation und Herkunft, dachte ich immer wieder?!

Noch heute kann ich diesen Irrsinn nicht verkraften,
obwohl es fast 50 Jahre her ist.



Alexanderplatz.

Ich weiß heute nicht mehr, über welchen innerstädtischen Überweg ich die Grenze passiert hatte.

Auf jeden Fall kam ich in der Nähe des Alexanderplatzes heraus. Der Platz war ein Konglomerat von grauen Hochhäusern, ohne jegliche bunte Werbung, die wir im Westen so gewöhnt sind.

Die Straßen waren breit und es gab nur sehr wenig Verkehr, hauptsächlich Trabis.

Dadurch wirkten der Platz und sein Umfeld noch gruseliger und verlassener. Ich kam mir vor, wie auf einem fremden Planeten.

Vor den wenigen Geschäften standen lange Schlangen, die wahrscheinlich irgendein Produkt ergattern wollten, das es sonst selten gab.

Ungefähr so, stelle ich mir heute Nordkorea vor.

Die hohen Hochhäuser, die den Alexanderplatz säumten, wirkten bedrohlich und ließen mich ganz klein und winzig fühlen. War das gewollt oder etwa sogar geplant?

Ich fuhr ein bisschen die Gegend ab und parkte irgendwann auf einem riesigen Parkplatz, auf dem nur eine Handvoll Autos parkten.

Ich erspähte einen Autozubehörladen, den ich mir angucken wollte. Interessant war das Innere. Alle Produkte waren säuberlich ausgezeichnet und hatten kleine, aber sehr unrunde Preise. So kostete ein Satz Scheibenwischer beispielsweise 2,94 M (Mark der DDR).

Ich kaufte ein paar Sachen, die ich glaubte, gut gebrauchen zu können, z.B. neue Gummimatten und einen Ersatzkanister aus Metall, was es bei uns gar nicht mehr gab, weil sie alle aus Kunststoff gefertigt waren.

Als ich nach zwanzig Minuten zurück zu meinem Fahrzeug kam, waren alle Aggregate, die außen am Auto angebracht waren, weg.

Scheibenwischer fehlten, Aufkleber (von denen hatte ich früher einige) waren abgekratzt, eine Frontzusatznebellampe fehlte komplett usw.

Stinksauer und frustriert nahm ich mir noch vor, einige Fotos von der Mauer von dieser Seite aus zu machen.

Zu diesem Behufe fuhr ich in die Gegenden, wo der Zugang zur Mauer möglich war (ich hatte dafür eine westdeutsche Karte dabei).

Obwohl, wie ich später erfuhr, das Fotografieren von Grenzanlagen verboten war, wurde ich von niemandem behelligt oder daran gehindert.

Wie ich später erfuhr, war die Überwachung der Stasi nahezu 100 Prozent ausgeprägt, so dass ich mich heute noch wundere, dass offenbar doch abseits dieser 100 % einiges möglich war, das eigentlich verboten war.

Vielleicht hatte man mich beobachtet, aber entschieden, dass es okay sei?! Wer in aller Welt kann die krude Logik und Strategie eines Überwachungsstaates tatsächlich nachvollziehen?

So entstanden Bilder vom Wahnsinn einer Mauer, die für mich das Unnatürlichste der Welt war. In einigen Gegenden verlief sie in der Mitte einer Straße und trennte die eine Seite von der anderen.

Die Menschen wohnten also direkt an der Mauer und mussten sich jeden Tag den dahinterliegenden Todesstreifen ansehen.

Umgekehrt mussten sich die Bewohner, die „drüben“, also im Osten lebten, jeden Tag die Freiheit vor der Nase antun. Wie verrückt können Menschen sein. Hatte doch Ulbricht vor dem Mauerbau verkündet:

„Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten!“

Ich hatte mir nicht in meinen wildesten Alpträumen so etwas vorstellen können und war total geschockt. Diese irren Eindrücke laufen mir manchmal heute noch nach.



Hätte ich es nicht selbst erlebt, hätte ich es nicht glauben können.

Dreh- und Angelpunkt einer Mauertourismusreise war die Bernauer Straße.

In den 1970er Jahren sah sie noch ziemlich lange so aus, wie nach dem direkten Mauerbau 1961.

Teilweise bildete ein Teil einer Hauswand, die dort mal als Unterbau eines Hauses gedient hatte, die Mauer. Die früheren oberen Stockwerke waren inzwischen aber ab dem ersten Stock abgetragen.

Das Erdgeschoss stand oft noch und bildete einen Teil der Grenzmauer, die noch aus den ersten Tagen des Mauerbaus stammte.

Später wurden alle Mauerbauteile gegen höhere und sicherere Betonteile ausgetauscht und die alten wurden gänzlich abgetragen.

Hinter dieser ersten Frontmauer befand sich der Todesstreifen mit Panzersperren und Hundestaffeln, deren Tiere an Ketten hin- und herliefen.

Dahinter türmte sich eine weitere Mauer auf und noch einmal dahinter waren auch noch mal irgendwelche Sperren.

Auf der Bernauerstraße, also im Westen, befanden sich in einigen Abständen von der Westberliner Verwaltung aufgestellte Treppenkonstrukte, die oben

eine Aussichtsplattform aufwiesen. Kletterte man dort hoch, konnte man über die Mauer blicken.

Es war ein Gefühl, wie in einem gruseligen Erlebnispark, vor allem weil alles so unwirklich aussah, als sei es die gekonnt hergestellte Kulisse eines Filmsets in Babelsberg.

Soldaten mit Fernrohren beobachteten uns aus Überwachungstürmen, die sich ebenfalls in einigen Abständen wiederholten.

Das ganze Areal glich der Szenerie eines Horrorfilms, in dem alles für das Publikum nur aufgebaut war. Ich hatte den Eindruck, mitten in einem surrealen Szenario gefangen zu sein.

In den 1970er Jahren wirkte diese Straße, obwohl sie beim Mauerbau durch Fenstersprünge von verzweifelte[n] Flüchtlingen weltberühmt geworden war, einsam und verlassen. Zu normalen Tageszeiten waren nur eine Handvoll von Passanten und Touristen unterwegs.

Heute beherbergt diese Straße ein großes Open-Air-Museum, nachgebaute Mauerteile und Gedenkstätten. Auf der anderen Straßenseite ist ein interessantes Museum und es kommen Tausende Touristen aus aller Welt, so dass es oft total überlaufen ist.

Inzwischen ist aus dem Todesstreifen ein Fahrradweg geworden und die Freiflächen der ehemaligen,



beim oder nach dem Mauerbau abgerissenen Häuser, sind in den letzten Jahren alle wieder bebaut worden.

Gäbe es das Museum und die Touristen nicht, würde man bereits heute nichts mehr von der wechselvollen Geschichte dieser Straße, bzw. von dem ganzen Viertel, erkennen können.

Ich glaube, es gibt keine Stadt auf der Welt, die eine solch wechselvolle Geschichte erlebt hat. Die Bernauerstraße ist zum Symbol für diesen extremen Wandel geworden.

Letztendlich sieht man durch dieses Beispiel, zu was Menschen und speziell wir Deutsche, dann fähig sind, wenn es die Geschichte und deren Umstände von ihnen bzw. uns verlangt.

Normalerweise wäre ein solcher Wandel in so kurzer Zeit nicht wirklich möglich, denkt man unwillkürlich.

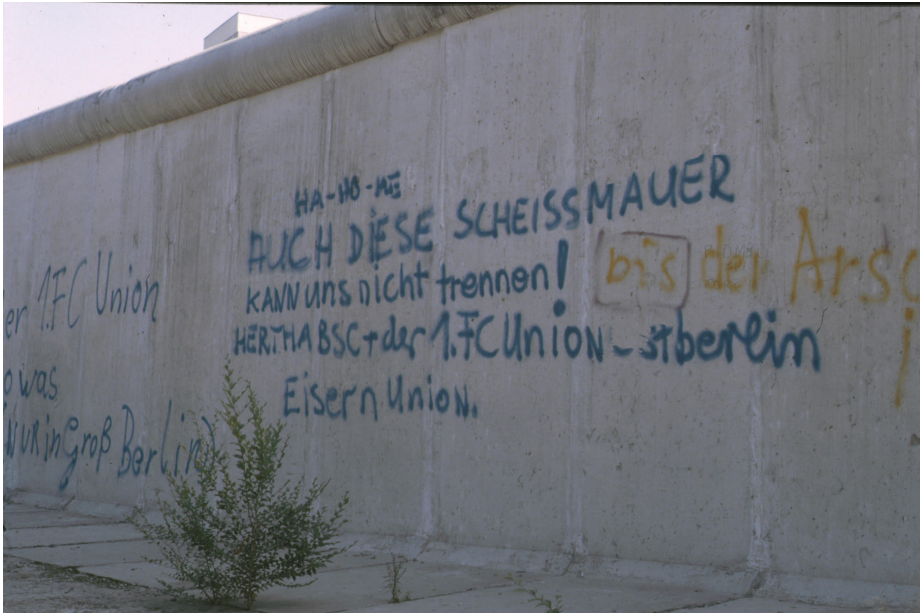
Wir Deutsche beweisen uns selbst und all den anderen, die sich für uns interessieren, dass wir es können, wenn wir müssen und es dringend nötig ist.

Diesen Wandel und den Umbau eines ganzen dazugekommenen ehemaligen, eigenständigen Landes, wie es die DDR war, hin zu einer wiedervereinigten und gesamtdeutschen Einheit, der so in der Welt bis dato unnachahmlich ist und noch niemand jemals vorher durchgeführt hat, ist wahr-

haft eine Jahrhundertleistung, wenn nicht sogar die eines Jahrtausends.

Da konnte man die guten Seiten unserer deutschen Mentalität erkennen, die schlechten, oder auch bösen Elemente unserer Seele, an der die Welt genesen sollte, konnte diese Welt zwölf Jahre lang verfolgen.

Am Ende litt die ganze Welt seitdem, was durch Deutsche geschah, für Jahrzehnte unter den Folgen dieses Wahnsinns, bis heute.



Bürger.

DDR-Bewohner wurden „Bürger“ genannt, obwohl dieser Begriff eigentlich ein Begriff aus der Zeit war, wo es Stände und Klassenunterschiede gab.

Ein „Arbeiter- und Bauernstaat“, wie die DDR sich selbst gerne und oft nannte, um im gleichen Atemzug stolz zu verkünden, es handele sich um eine Diktatur derselben, hätte seine Bewohner eigentlich auch mit „Arbeiter“ oder „Bauern“ ansprechen müssen.

So erlebte ich in einem anderen Geschäft Wunderbares.

Am Alexanderplatz hatte ich noch dem dort ansässigen großen Kaufhaus „Centrum“ einen Besuch abgestattet (heute Kaufhof).

Zu dieser Zeit waren nur ganz wenige Produkte in den Regalen, das Kaufhaus wirkte irgendwie merkwürdig leer.

Trotzdem war viel Betrieb und die Leute standen überall Schlange an den Kassen und Verkaufstheken, um das wenige, was es gab, zu ergattern.

Ich kaufte mir einen Rasierapparat, denn der war (für mich) sehr preiswert. Ich hatte einen besonders guten Wechselkurs ergattert, indem ich vorher illegal, also „schwarz“ getauscht hatte.

Bei der Einreise in die DDR musste man 20 DM bezahlen, einen sogenannten Zwangsumtausch. Diese 20 DM wurden dabei 1 zu 1 in DDR-Mark umgetauscht.

Diese 20 Mark der DDR musste man irgendwie in 24 Stunden verbrauchen, was nicht unbedingt einfach war, denn es gab ja wenig zu kaufen.

Einzig interessant waren Bücher und Schallplatten, die gut und billig zu bekommen waren.

Dann hatte ich etwa weitere 50 DM 1:5 umgetauscht (was illegal war und wenn man erwischt wurde, gab es große Probleme!), so dass ich „viel“ Geld hatte, dass ich nicht wirklich verwenden konnte.

Die wenigen erhältlichen Produkte waren uninteressant oder aus schlechter Qualität, so dass ich froh war, im Kaufhaus einen Rasierapparat erstanden zu haben, der eigentlich 150 DDR Mark kostete, durch meinen günstigen illegalen Umtauschkurs jedoch billig wurde, nämlich $150/5 = 30$ DM.

Nun fiel mir später ein, dass ich ja die entsprechenden Scherblätter zum Wechseln brauchen würde. Ich fuhr deshalb weiter in der Gegend herum, bis ich in einer Seitenstraße einen Haushaltswarenladen entdeckte.

Ich ging hinein und es stand eine lange Schlange an der Verkaufstheke.

Ich reihte mich ein und als ich an der Reihe war, bat ich den Verkäufer um zwei Scherblätter für den Bebo Scher Rasierapparat².

„Bürger, was denken Sie sich!“, schrie mich der Verkäufer vor der versammelten Warteschlange an, „Sie können froh sein, wenn sie überhaupt einen davon bekommen!“

Ich wusste mir nicht zu helfen, weil ich im ersten Moment überhaupt nicht verstand, was ich denn verbrochen hatte, so vor allen Anwesenden zusammengebügelt zu werden.

„Entschuldigung, aber ich bin aus der BRD und habe mir einen Bebo Scher gekauft. Da wir in der BRD keine Ersatzteile für dieses Gerät erhalten, wollte ich mir zwei Scherblätter mitnehmen, um ihn auch lange benutzen zu können!“, sagte ich kleinlaut.

„Das ist natürlich was anderes, Bürger, warum haben Sie das nicht gleich gesagt!“, buckelte er plötzlich.

Er bückte sich nach der berühmten „Bückware“ unter seiner Theke und legte mir zwei Scherblatt-Verpackungen auf dieselbe.

² „Bebo Sher“ war der Markenname einer Modellserie von Rasierapparaten in der DDR, die im VEB Bergmann-Borsig von 1962 bis 1991 millionenfach hergestellt wurden. Sowohl „bebo“ als auch „sher“ sind Akronyme, „bebo“ steht für Bergmann-Borsig, „sher“ für „schnell – hautschonend – elektrisch – rasiert“. Zit. n. Quelle aus dem Internet. URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Bebo_Sher. Stand 12.08.2021.

Ich versank fast im Boden vor Scham, dass ich allen anderen Wartenden gegenüber scheinbar bevorzugt wurde, nur, weil ich aus dem Westen kam!

Natürlich beschwerte sich niemand darüber und ich ging mit einem ganz mulmigen Gefühl aus dem Laden heraus.

Ein solches Verhalten war in unserem Teil des Landes nun völlig unbekannt und spottete jeder weiteren Beschreibung.

Eine solche Posse hatte ich noch nie erlebt und es dauerte einige Zeit, um dieses Erlebnis zu verkraften.



Altersheim.

Ein Bekannter hatte mich zu Hause gefragt, ob ich während meines Aufenthaltes in Ost-Berlin seine alte Tante besuchen könnte, um bei ihr nach dem Rechten zu sehen.

Die Tante lebte im östlichen Teil der Stadt in einem Altersheim und mein Bekannter, bzw. seine Familie, konnte nur selten und mit großen Schwierigkeiten, in die DDR einreisen, um die Tante zu besuchen.

Zu diesem Behufe hatte er mir eine offiziell erforderliche „Einladung“ mitgegeben, die die Pflegerin der Tante für meinen Bekannten besorgt hatte, so dass der Besuch behördlich abgesichert sein würde.

Denn man konnte in der DDR nicht einfach irgendwo hingehen, sondern brauchte für alles Genehmigungen und in diesem Fall eine skurrile „Einladung“ des Betroffenen, hier der Tante.

So nahm ich mir vor, diesen Besuch am Nachmittag meines eintägigen Aufenthalts abzuhalten.

Das Altersheim lag in einer düsteren Seitenstraße. Alle Häuser waren seit dem Krieg nicht mehr repariert oder angestrichen worden, sie verfielen fast alle. Alles war grau in grau, richtig deprimierend war es, zu sehen, wie von schönen alten Gründerzeithäusern der Putz und auch Fassadenteile abgebrochen und nie wieder ersetzt worden waren.

Ich meldete mich an der Eingangspforte bei einem dort in einem Häuschen sitzenden Herrn. Dieser staunte nicht schlecht, dass er plötzlich „Westbesuch“ vor sich hatte.

Deshalb prüfte er mein Dokument mit Argusaugen, quasi, um sich zu vergewissern, ob dieser Besuch nun tatsächlich wahr sein konnte.

Ich wurde von jemand anderem in die erste Etage geführt und betrat ein sehr großes Zimmer, in dem an die zehn alte Damen in ihren Betten lagen.

Das Bett der Tante wurde von einem Schwarm von Fliegen umschwirrt, die immer wieder Landeveruche machten und sich überall auf dem Bett und der Tante niederließen, um zu tun, was Fliegen offenbar so tun.

Das Bettzeug war einigermaßen verschmutzt und den Raum erfüllte eine Mischung aus Urin- und anderen Krankenhausgerüchen, die in meiner Erinnerung nichts Gutes verhiessen.

Die Tante war erstaunt, Besuch zu erhalten und nachdem ich ihr erklärte, wer mich geschickt hatte, erhielt ich ein glückliches Lächeln.

Ich fragte sie, ob sie Lust auf einen kleinen Spaziergang hätte und als sie bejahte, setzte ich sie mit Hilfe einer Schwester, die im Hintergrund die ganze Zeit gewartet hatte (und wahrscheinlich den Auftrag hatte, uns zu überwachen), in ihren Rollstuhl.



Wir fuhren mit einem uralten Fahrstuhl, der noch aus Kaisers Zeiten zu stammen schien, ins Erdgeschoss und rollten in den hinter dem Haus befindlichen „Garten“.

Dieser Garten war seit geraumer Zeit nicht mehr betrieben worden, so dass das Gras sehr hoch stand und der Rest des „Gartens“ total verwildert war.

Am Ende dieser Brachfläche floss ein Fluss entlang.

Je näher wir diesem Fluss über einen alten Plattenweg kamen, desto stärker wurde ein bestialischer Gestank. Man konnte riechen, dass es sich um starke Giftstoffe handeln musste.

Als wir soweit kamen, dass wir den Fluss genauer sehen konnten, erblickte ich etwas, was ich noch nie zuvor erlebt hatte.

Der Fluss war kein normaler Fluss, er hatte weiße Schaumkronen und das Wasser war eine schwarze, tintenartige Masse, die stinkend und brodelnd an uns vorbeifloss.

Einen solchen „Fluss“ hatte ich zu meinen Lebzeiten noch nicht zu Gesicht bekommen.

Ich war derart erschüttert, dass ich, sobald ich wieder zu Hause war, sofort einen Brief an das zuständige Ministerium der DDR schrieb.



Natürlich hatte ich keine Hoffnung, dass dies etwas bewirken würde. Welche DDR-Behörde würde sich die Blöße geben, auf das Schreiben eines Heranwachsenden aus dem Westen überhaupt zu reagieren.

Doch Wochen später erhielt ich tatsächlich einen Brief des „Staatsministeriums der DDR“, der mir mitteilte, dass die Behörde meine Vorwürfe geprüft und festgestellt hätte, dass in diesem Heim alles in Ordnung sei.

Ein paar Tage später erhielt ich einen Brief der Betreuerin der Tante, in dem sie erzählte, mein Schreiben hätte ungeahnten Wirbel verursacht, indem „Offizielle“ der Staatsführung da gewesen wären, meine Vorhaltungen geprüft und mit dem eisernen Besen sofort für Abhilfe gesorgt hätten.

Von Stund an hätte sich im Heim und insbesondere für die Tante alles zum wesentlich Besseren geändert.

So konnte man sehen, dass der DDR-Apparat gehandelt hatte, was ich natürlich für die Tante sehr begrüßte, aber sich auf der anderen Seite keinerlei Blöße geben und den von ihm dann doch festgestellten Missetand nicht zugeben wollte, schon gar nicht einem Westbürger gegenüber.

Zumindest war mein Ziel erreicht, dass es der Tante zukünftig besser gehen würde und das hatte mir genügt.



Erkenntnisse.

All diese unglaublichen und ungewöhnlichen Erlebnisse bewirkten in mir Dinge, die ich nicht für möglich gehalten hatte.

Zum einen spürte ich deutlich in mir, dass sie etwas in mir auslösten, was mir zeigte, dass ich zu all dem, was ich sah, irgendeine Beziehung hatte. Sie bildeten irgendeine Resonanz zu dem, was in mir selbst vorging. Ich hatte aber keinerlei Ahnung, worum es dabei ging.

Schon lange nagte ein inneres Schuldgefühl, eine Enge an mir. Ich konnte nicht genau sagen, was es war, ich spürte nur, dass es sie gab.

Irgendetwas schnürte mir das freie Atmen ab und erzeugte in mir immer das Gefühl, als stünde ich vor einer Prüfung oder vor einer aufregenden Erfahrung.

Zuhause hielt sich das weitgehend verdeckt und in Grenzen, hier in der DDR brach dieses Unwohlsein auf und spiegelte sich in den dortigen Verhältnissen wie Schatten an einer Wand.

Das Eingeschlossensein einer ganzen Stadt, eines ganzen Landes, war irgendwie auch mein Thema.

Ich hatte mich seit meiner Pubertät innerlich eingemauert, weil ich spürte, dass es etwas gab, das mich anders machte.

Dann kamen die unerwarteten Reaktionen und Rückmeldungen der DDR-Bürger hinzu, die mir immer wieder aufzeigten, dass das, was es bei uns als offizieller Doktrin, als gesellschaftlichem Usus im Westen gab, offensichtlich nicht das unumstößliche Non-Plus-Ultra war.

Es gab eben auch andere Lebens- und Gesellschaftsformen und hier in der DDR wurden sie mir präsentiert.

Nicht, dass ich diese Verhältnisse gut oder nachahmenswert erachtete, aber sie zeigten mir halt, dass es auch anders ging, ob dies gut oder schlecht war, war erst die zweite Frage.

Mir wurde bewusst, dass irgendetwas in mir und mit mir nicht zu stimmen schien, ich wusste nur überhaupt nicht, was es war.

Ich entschloss mich, der Sache weiter auf den Zahn zu fühlen und plante bereits innerlich, dass der beste Weg, das herauszufinden, weitere Besuche in diesem scheußlichen Land sein könnten.

Die DDR wurde zum Spiegel meiner selbst, sie war restriktiv, unterdrückerisch, abgeschottet, beförderte Unrecht, war dem Verfall ausgesetzt und versteckte sich hinter Mauern.

Ich begann zu begreifen, dass ich mir selbst gegenüber auch zu restriktiv und unterdrückerisch war, mich gegenüber anderen abschottete, Unrecht ge-

gen mich selbst und anderen betrieb und mich hinter seelischen Mauern versteckte.

Es galt, das alles aufzubrechen und so wurde ich freiwillig zum DDR-Reisenden, irgendwie aber auch wider Willen.



Bruchstücke.

Eine paradoxe Erkenntnis der Psychologie ist, dass der Mensch dazu neigt, etwas, was ihn innerlich aufwühlt oder beschäftigt, verstärkt im Außen zu suchen, um das Licht im Dunkeln zu finden.

Denn erst wenn man aus dem Licht heraustritt und ins Dunkle kommt, begreift man, dass es das Licht als positive Erfahrung überhaupt gibt, es ist ja immer da.

So dachte ich darüber nach, warum mich die Mauer, die Teilung Deutschlands und somit der Osten, seit meiner Kindheit derart stark in den Bann gezogen hatte.

Was konnte es sein, dass mich das innerlich so beschäftigte?

Immer wieder fuhr ich nach Ost-Berlin, um das Gefühl zu wiederholen, dass mir die eigene Enge und Unterdrücktheit bewusst gemacht hatte.

Instinktiv fühlte ich, dass es mit dem Ort und der Gesellschaft dort zu tun hatte. Es waren kleine Bruchstücke, die sich immer mehr zu einem Puzzle zusammenfügen wollten, aber wie blind durch den Äther flogen und unverrichteter Dinge einfach irgendwo abstürzten, kurz aufzuckten, um dann, wie tot, einfach ungenutzt liegen zu bleiben.

Das Problem war, das Gefühl war das eine, aber die fehlende Erklärung, die unbedingt nötige Information, die fehlte.

So entschied ich mich, mit meinen Eltern zu reden und sie um Rat zu fragen.



Schockmomente.

Meinen Eltern schwante Böses, als ich sie bat, dass wir uns treffen sollten. Ich hätte etwas zu besprechen.

Eines Sonntags fuhr ich hin und zunächst verlief das Treffen wie immer, meine Mutter hatte ihren berühmten Pflaumenkuchen gebacken, es wurden Kaffee und Kuchen im Garten verzehrt und erst langsam kam es dazu, dass wir reden konnten.

„Was hast du denn auf dem Herzen?“, fragte mein Vater mit einem leichten Beben in der Stimme. Als wenn er bereits etwas ahnte, wirkte er nervös und unruhig auf mich.

„Ich war nun mehrmals auf Besuch in der DDR, wie ihr wisst.“ „Ja, was willst du denn eigentlich immer dort?!“, fuhr mir meine Mutter nervös ins Wort.

„Eigentlich wollte ich mir mal selbst ein Bild machen, wie das Leben im anderen Teil Deutschlands so ist!“, leitete ich mein Anliegen ein.

„Das wissen wir doch alle, alles grau in grau, unterdrückte, eingesperrte Menschen, was kann da so interessant daran sein?!“, fragte mein Vater ungehalten.

„Ich habe irgendwie das Gefühl bekommen, mit diesem Land oder vielleicht auch nur mit der Region etwas zu tun zu haben. Irgendwie kommt mir dort

alles vertraut vor, obwohl es doch eigentlich gar nicht sein kann“, rechtfertigte ich mich.

„Vielleicht habt ihr ja eine Idee?“, fragte ich unschuldig. „Haben wir vielleicht doch Verwandte dort oder kann es sein, dass das alles nur Zufall ist?!“

Meine Eltern wurden zusehends nervös, ich spürte, dass sie etwas verheimlichten.

Im selben Moment wurde mir bewusst, dass es immer dagewesen war, dieses Gefühl, dass da etwas war, was im Verborgenen lauerte.

„Du hast recht, wir sind etwas verblüfft, was du uns von deinen Eindrücken und Gefühlen erzählst. Wir haben nicht damit gerechnet, dass das einmal passieren könnte.

Wir müssen dir deshalb etwas sagen und es wird für uns alle nicht leicht werden“, meiner Mutter liefen Tränen über die Wangen.

Ich merkte von einem Moment zum anderen, wie mir der Boden unter den Füßen wegsackte. Was konnte das sein? Waren sie krank? Würde einer sterben?

„Nun sagt schon, was ist es?“, bettelte ich.

„Du bist unser Adoptivkind, wir sind nicht deine leiblichen Eltern.“

Der Boden unter mir fing an zu wackeln, die Welt um mich herum drehte sich und ich fiel in eine tiefe Ohnmacht. Erst nach zwanzig Minuten wachte ich auf.

Meine Eltern hatten mich auf die Couch gelegt, meine Mutter hielt meine Hand und schaute mir weinend ins Gesicht.

„Richard, du wurdest aus der ehemaligen DDR als Baby nach Westdeutschland abgeschoben, weil deine Mutter ins Gefängnis gekommen war.

Sie hatte Republikflucht begangen, wurde erwischt und zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilt. Nach drei Jahren in Haft starb sie dort.

Wir haben dich aufgenommen, weil ich keine Kinder bekommen kann.

Du warst erst drei Wochen alt und hattest niemanden hier im Westen. Du bist einer der vielen Opfer dieses schrecklichen Bauernstaates.

Richard, wir lieben dich, du bist unser Sohn. Jetzt weißt du, welche Beziehung du zu diesem Land, zu Ost-Berlin hast.

Niemand konnte ahnen, dass du mit drei Wochen solche Erinnerungen hattest und dich heute dort hingezogen fühlst, wo du geboren wurdest.

Wir waren geschockt und konnten es nicht glauben.

Wir als Familie sind Opfer dieser Mauer, aber gleichzeitig sind wir glücklich, weil diese Mauer da ist und dich zu uns geführt hat.

Du bist das Glück unseres Lebens und wir sind der Geschichte fast schon dankbar, dass es sie gibt, diese vermaledete Mauer.“

Wir weinten alle drei und ich begann trotz allen Schocks und Leids, diesen Augenblick zu genießen, atmete auf und spürte plötzlich diese Freiheit, die diese Aussprache für mich bedeutete.

Es machte auf einmal alles einen unglaublichen Sinn. Ich wusste nun, was mich dort hingezogen hatte. Ich wusste, warum ich die Mauer und die Teilung Deutschlands als Teil von mir empfunden hatte, obwohl ich eigentlich nichts damit zu tun zu haben glaubte.

Die Genetik hatte gesiegt, meine inneren Zellen hatten Resonanz gebildet, zu allem, was mich dort drüben umgeben hatte. Sie hatten wie feine Härchen vibriert und laut aufgeschrien, dass sie zu Hause sind, dass sie dort herkommen und das Spannungsverhältnis auflösen wollten, das sie in einen ewigen Schatten gezwungen hatte.

Meine Seele und mein Körper hatten reagiert, hatten eine innere Sehnsucht, eine Anziehung erzeugt, die den Apfel zum Baum der Erkenntnis zurückführte.



Vorboten.

Meine Geschichte war ein Vorbote.

Das für mich Symbol gewordene Land DDR, die Schandmauer, die ein ganzes Land und seine Hauptstadt in zwei feindliche Lager geteilt hatte, waren wie Außenposten meiner eigenen Seele.

Eine Seele, die sich nicht einmauern gelassen hatte, die nicht geteilt sein wollte, die nach Wahrheit schrie. Meine Seele hatte gekämpft, hatte Brotkrumen gestreut, Zeichen gesetzt und Gefühle generiert.

Und so kam es Jahre später, wie es kommen musste. Auch die DDR und die Mauer blieben nicht verschont von der Wahrheit. Die Wahrheit auf dieser Ebene hatte sich ebenfalls nicht einsperren lassen.

Die Menschen dieses eingemauerten Landes hatten ebenfalls begriffen, dass es nicht gut für sie sein konnte, eingesperrt zu sein, keine Freiheit zu haben und die Wahrheit verschwiegen zu bekommen.

Die Wahrheit war, der Sozialismus war gescheitert und nicht, weil er schlecht gewesen wäre, nein die Menschen, die ihn seiner Bevölkerung aufzwingen wollten, waren schlecht.

So fiel die Mauer, wie sie in mir gefallen war, so einte sich (m)eine Familie auf eine neue, ehrliche

Art und wurde stärker, als je zuvor, so wie dieses Land, wie diese Stadt.

„Völker der Welt, schaut auf diese Stadt“, hatte der Regierende Bürgermeister Ernst Reuter am 09. September 1948 ausgerufen.

Schaut euch die Wahrheit an, dass eine Mauer und die Teilung von etwas, das zusammengehört, aufhören muss.

„Mr. Gorbatschow, reißen Sie diese Mauer nieder!“ hatte Ronald Reagan gefordert, als er zwei Jahre vor deren Fall am Brandenburger Tor eine Rede hielt.

Und Reuter fuhr fort: *„Ihr Völker in Amerika, in England, in Frankreich, in Italien! Schaut auf diese Stadt und dieses Volk und erkennt, dass ihr diese Stadt und dieses Volk nicht preisgeben dürft und nicht preisgeben könnt!“*

Wir Deutsche haben uns befreit von so vielem, manchmal mit, manchmal ohne Hilfe. Zeitweise mit Gewalt, das andere Mal ohne.

1989 fiel die Mauer und mit ihr Unrecht, Einmauerung und Teilung.

Meine eigene Wiedervereinigung mit meinen Eltern, mit meinem Schicksal und vor allem, mit mir selbst, nahm diese historische Befreiung vorweg und gleichzeitig spiegelte die deutsche Wiedervereini-

gung die vielen Schicksale, die sich tagtäglich ereignen und auflösen oder weiter schmerzlich fortbestehen.

Ziehen wir unsere Lehren aus dieser Geschichte.

Machen wir uns ehrlich, egal, um was es im Leben geht. Outen wir uns, mit was auch immer wir hadern.

Die Freiheit ist es, worum es geht, nur die Freiheit.

Epilog.

Richard ist mehr in die deutsche Geschichte verwoben, als es zunächst den Anschein für ihn und alle anderen in seinem Leben hatte.

Er dachte, all das sei weit weg, spürte aber bereits in seiner Kindheit, dass es doch eine Rolle in seinem Leben spielt, was die Mauer und die Teilung mit Deutschland und ihm gemacht hatte.

Er erfährt, dass die Wahrheit, die allem im Leben zugrunde liegt, der einzige Weg zu Glück, Frieden und Seelenheil ist.

Deutschland und Berlin waren 10.316 Tage durch eine krude Mauer geteilt und somit waren auch die Wahrheit, der Frieden und das Glück gespalten und unterdrückt.

Die Auflösung der eigenen Mauer und der seelischen Spaltung bei Richard, nimmt das vorweg, was auch die deutsche Frage erlöst:

Friede und Freiheit für die Seele eines Einzelnen und das Glück eines ganzen Volkes.

Möge uns diese Erkenntnis helfen, unseren eigenen Ursprung zu erkennen und den richtigen Weg zum eigenen Glück und der inneren Freiheit einzuschlagen.

